

Abwehr

Autor(en): **E.Br.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Geistesfreiheit**

Band (Jahr): **4 (1925)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

senile Sich-selbst-aufgeben, das melancholische «Ignorabilismus», hat niemals an dem Fortschritt teilgehabt. Die progressive Steigerung unseres Wissens berechtigt uns zu der Vermutung, daß alles «Wunderbare», Rätselhaftes restlos als natürliches Phänomen erklärt werden wird. Zum überzeugungslosen Glauben an überirdische Wesenheiten bleibt dann noch genug Zeit.

Die Erfahrung hat bisher alle für Wunder gehaltenen Erscheinungen erklärt, und wir haben das Recht, zu sagen, daß auch alle modernen Wunder keine sind. Die schönen Phrasen vom «Wunder in uns» etc. sind völlig inhaltlos, und da sie meist vom unselbständigen Leser ungeprüft aufgenommen und so weiterverbreitet werden, durchaus kulturfeindlich, geistige Seuchen. Selbst freidenkende Männer gefallen sich im Gebrauch mit dem Worte «Wunder». Allerdings benutzen sie es mehr als *Interjektion*, als Empfindungswort und sprechen es dann, wenn sie in Begeisterung über ein Naturereignis geraten. «Wunderbar!» sagen die Beobachter eines Alpenglühens, einer Landschaft... und lassen damit ihrem ästhetischen Empfinden freien Lauf, ohne zu bedenken, welch gefährliche und *demagogische Phrase* sie gebrauchen und wie sehr sie der Unvernunft des Glaubens damit Vorschub leisten.

Carl Spitteler.

Am letzten Tage des vergangenen Jahres ist Carl Spitteler als Erster — ein Zufall von fast symbolischer Bedeutung — im Luzerner Krematorium der Flamme übergeben worden. Die jetzige Generation der Schweizer Dichter hat in ihm ihren grössten Vertreter verloren.

1845 in Liestal geboren, studierte Spitteler zunächst die Rechte, dann Theologie. Jakob Burckhardt, der überlegene, entsagungsvolle Betrachter der menschlichen Dinge, übte auf den Studenten einen bestimmenden Einfluß aus, sowohl was seine Anschauungen über Kunst, als auch, was die pessimistische Einstellung zum Leben betrifft. Innerlich außerstande, das Pfarramt zu verwalten, wirkte Spitteler acht Jahre lang als Hauslehrer in Rußland. Nach seiner Rückkehr (1879) war er Professor an verschiedenen Mittelschulen, später Redaktor, bis es ihm, der sich immer als «Tasso unter Demokraten» gefühlt hat, seine Verhältnisse erlaubten, die bürgerliche Tätigkeit aufzugeben und ganz seiner «Gestrenge Herren», dem eingebornen Gesetz seines Wesens, zu leben.

Von seinem Dichterberufe hatte Spitteler eine sehr hohe Auffassung. Schon sein Erstling «Prometheus und Epimetheus» (1880) war ein großer Wurf. Sein Thema ist Spittelers ureigenste Angelegenheit: die Selbstbeherrschung einer großen Seele gegen eine Welt von Kleinheit und Gemeinheit,

sein Darstellungsmittel eine bilderträchtige Sprache von alttestamentlichem Gang und Haltung. Aber die Zeit des Naturalismus, die eben damals anbrach, ging an diesem Werk eines Unzeitgemäßen achtlos vorbei, obschon Männer von literarischem Ruf sich dafür einsetzten. Dieser Nichtanerkennung gegenüber hat der Dichter sein Selbstvertrauen und seine Schaffensfreude nur um den Preis tiefer Menschenverachtung behaupten können; aber von seinem Wege abdrängen ließ er sich nicht. Sah der Naturalismus die Aufgabe der Dichtung im genauen Nachzeichnen der Wirklichkeit, so verlegte Spitteler ihr Walten ins freie Reich der Phantasie. Den Roman verachtete er. Für ihn war der Vers das einzig würdige Kleid der Poesie. Wenn er trotzdem einige Erzählungen in Prosa schrieb, so tat er es nur, um zu zeigen, daß er das auch könne. Im übrigen schuf sich sein überragender Kunstverstand in unausgesetzter Arbeit das Gefäß für die Visionen seiner reichen Einbildungskraft. Diese nie erlahmende Willensenergie, die ohne Kompromiß stets nach dem Höchsten, nach der Vollendung strebt, macht die eigentliche Größe Spittelers aus. Als Lohn wurde ihm eine seltene technische Meisterschaft. Sein Hauptwerk, der «Olympische Frühling», strahlt in so farbenreichem Glanze, daß man seinen Schöpfer einem Homer, Dante und Goethe an die Seite gestellt hat. Aber bei diesem Vergleich zeigt sich, was Spitteler fehlt. Jene Großen der Weltliteratur haben jeder in seinem Werk den Geist eines ganzen Zeitalters verliehen. Sie konnten das, weil sie der Welt, deren Abbild sie schufen, aufs innigste verbunden waren. Spitteler aber hat sich bewußt auf sich selbst zurückgezogen; er hat die Welt von sich gewiesen, sie als das Werk eines Pfuschers verdammt. Hier liegt der Grund, warum er viele nicht innerlich zu ergreifen vermag. Diese starre Abwehrgebärde schafft keine warm durchflutete Welt, sondern nur einzelne Bilder, bunt und glänzend, aber marmorkalt. Bei aller Ehrfurcht vor dem, was Spitteler geleistet: der Vergleich mit jenen Repräsentanten bekommt ihm nicht gut. Aber vielleicht war es ihm genug, ihn ertrotzt zu haben.

Abwehr.

Das «Schweizerische Katholische Volksblatt» will seinen Lesern weismachen, der Mangel an Religionsunterricht sei die Hauptursache für die Verbrechen und stützt sich hierbei auf die Studie des Rektors einer protestantischen Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten. Es ist die alte fanatische Lüge von der Minderwertigkeit der weltlichen Ethik gegenüber der kirchlichen Moralbegründung, der wir schon mehrfach entgegengetreten sind, auch mit statistischem Material, aus dem hervorgeht, daß die Konfession, die ihre Bekenner am stärksten bindet und am unverschämtesten mit ihrer Mo-

Feuilleton.

Die neidischen Kapellen.

Von Carl Spitteler.

Erste Kapelle:

Siehst du wieder den Thomas, wie er den Kirchturm streckt?
Und die Agnes, wie sie mit ihrem neuen Dachstuhl geck?
Sie können vor Dünkel den Blast nicht finden.

Zweite Kapelle:

Der Lorenz tut auch so wichtig dort hinten.

Erste Kapelle:

Mir ekelt vor dem Geprahle,
Sie höfeln alle der Kathedrale.
Die meint auch, was das bedeutet,
Dass sie mit der dicksten Glocke läutet.
Hat immer ihr Maul darinnen.
Gleich wird's beginnen.

Zweite Kapelle:

Weisst du, wir halten still,
Bis alles läuten will.
Dann päng!
An die Sträng!
Pardein!
Mit der Schelle hinein!
Sind wir nicht lieblich zu hören,
Wir können die andern doch stören.
Achtung! sie kommen jetzt.
Vorwärts! gehetzt!

Beide Kapellen:

Kapelle,
Mach schnelle,

Rühr' die Schelle,
Bimbelle,
Kling' gelle,
Läut' helle,
Läut' grelle —

Es ist gediehen:
Wir haben sie überschrien.

Aus «Glockenlieder»,
verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1906.

Chasté.

W. A. Rietmann.

Ein Engadiner Herbsttag mit leeren Hotelpalästen, roten Lärchen, jagenden Wolken und schauernden Winden. Der einsame Wanderer verlässt in Silvanlana die staubige Heerstrasse und steuert dem ehemaligen Schlosse des Fürsten von Linpe zu, das im Wandel des Kriegsglücks und der Valuta in Schweizer-Besitz überging und ein Kunstmuseum mit Fife o'clock tea wurde. Der Blick prallt an den Mauern der Zwingburg ab, weidet sich an den Bergen des Julierpasses, gleitet über den neuschneeüberzuckerten Piz Corvatsch und bleibt an den wirklich noch unverdorbenen malerischen Hütten des nahen von Lawinen und Wildwassern stark mitgenommenen Fischerdörfchens Surlej hängen, hier noch ein urchiges Stücklein Alt-Engadin ohne protzige Paläste und steife Parks geniessend.

Auf schmalen Pfad über holperige Spuren des Hochwassers bergauf, bergab geht's durch den Hochwald den zischenden Wellen des vom rauhen Winde gepeitschten Sees entlang. Eilig klopft die Spechtmeise noch ihre spärliche Nahrung aus grober Rinde. Melancholisch verhüllen die Felskolosse des Polaschin und Lagrev ihre mächtigen Häupter. Stärker rauscht die Welle, schärfer pfeift der Wind, und träge wälzt sich das graue Nebel-

ral und ihrer Seligmacherei prahlt, den Kriminalgerichten die größte Zahl von Verbrechern liefert (s. Nr. 9 d. Bl. «Kriminalität und Kirchenglaube»; auch der Jesuit Krose kommt in seinen Erhebungen zu demselben für die katholische Kirche ungünstigen Ergebnis). Aber es hat uns fernelegen und es fällt uns auch jetzt nicht ein, die Kirche für die Verbrechen ihrer Glieder verantwortlich zu machen. Wenn aber die katholische Kirche fortfährt, Unkirchlichkeit und Verbrechen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, um auf diese Weise die Freidenker zu brandmarken und ihre Stellung im Volksganzen zu untergraben, so sind wir es unsern Gesinnungsgenossen schuldig, dieses ehrabschneiderische Pharisäertum als Ausfluß fanatischen Hasses, als engstirnige Selbstüberhebung zurückzuweisen. Die katholische Kirche, deren Geschichte von Verbrechen und Sittenlosigkeit strözt, deren Stätten ausschließlichen Gottesdienstes, die Klöster, die Pflegestätten der niedrigsten Laster waren und deren höchste Vertreter oft am tiefsten im Schlamme menschlicher Verworfenheit waten, hätte wirklich alle Ursache zur Selbstkritik und zur Bescheidenheit. Ihr moralischer Hochmut steht in geradezu narrenhaftem Gegensatz zu ihrem «Vorleben», und es ist ein schlechtes Zeichen für sie, daß sie es nötig hat, ihren Anhängern das Gruseln vor der Unkirchlichkeit beizubringen, um sie an sich zu fesseln. Das «Schw. Kath. Volksblatt» führt als Stütze seiner verleumderischen These von der demoralisierenden Wirkung der Religionslosigkeit an, «daß in Chicago in fünf Jahren von 1910 bis 1915 von 50 000 Personen unter 16 Jahren, welche die Hände der Polizei jener Stadt passierten, nicht einmal ein Sechstel auch nur das Geringste über die zehn Gebote gehört hatten». Mit unglaublicher Kurzsichtigkeit oder bewußter Fälscherabsicht — das können wir nicht untersuchen — unterschlägt der Volksblattschreiber die Tatsache, daß von den betreffenden Jugendlichen wohl die allermeisten als Verwahrloste, Heimatlose, Obdachlose in der Millionenstadt Chicago auf der Straße, im grauenhaften Elend, unter Verbrechen aufgewachsen sind und nicht bloß keine religiöse Moral kennen gelernt haben, sondern gar keine. Er unterschlägt, daß sie elternlos, erziehungslos, führerlos, ohne Liebe, ohne verständnisvolle Fürsorge, ganz auf sich angewiesen, Tag für Tag gegen das Verhungern und Nacht für Nacht gegen das Erfrieren kämpfend, aus Selbsterhaltungstrieb zum Vergehen gegen die gesellschaftliche «Ordnung» (!) gedrängt wurden. Dieser geistig blindgeborene Ignorant sieht nicht ein, daß er mit den Zahlen, die er bringt, eine ungeheure Anklage gegen die christliche Gesellschaft, die solche Zustände in sich duldet, erhebt. Da tun sie groß, diese Christen, mit den Millionen, die sie für die Mission unter den «Heiden» aufwenden (siehe Artikel «Missionsbettel» in dieser Nummer) und lassen dabei die Menschen in ihrer allernächsten Nähe elendiglich an Leib

und Seele zugrunde gehen! Verwendet, ihr Christen, die Millionen, die ihr hinauswerfet für die materiellen und geistlichen Narkotika, womit ihr die «Heiden» zu Ausbeutungsobjekten gewissenloser Gewinnsucht umbildet, verwendet die Millionen zur Bereitung freundlicher Heimstätten, zur Heraushebung der Aermsten aus dem Sumpfe des Elends; auch die Milliarden, die ihr, Christen, Jahr für Jahr auswerfet für die Kriegsvorbereitung, verwendet für Taten der Liebe, der Gerechtigkeit, des Friedens! Dann wollen wir glauben, daß «Christ sein» bedeutet «ein edler Mensch sein». So wie ihr jetzt seid, als Gesamtheit, als Kirche, macht ihr dem «Christentum» wenig Ehre, und es tut not, daß die zu sich selbst erwachende Menschheit über eure Selbsttäuschung hinweg zu dem überchristlichen Ziele dränge, das ihr in eurem selbststüchtigen Seligwerdungswahn nicht kennt: zur Menschlichkeit. E. Br.

!! Propagandafonds !!

Zuwendungen an Geschäftsstelle der F. V. S., Basel,
Postcheck V 6915.

Der Krieg.

In katholischer Betrachtung.

(Aus «Klipp und klar», Apologetisches Taschenlexikon für Jedermann, von Fr. X. Brors, S. J. — Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit.)

Ist der Krieg nicht das größte Uebel?

Nein! Das größte Uebel ist die Sünde. Nicht jeder Krieg ist eine Sünde.

Ein ungerechter Krieg ist ein furchtbares Uebel und eine entsetzliche, tausendfache Sünde. Er entsteht aus Herrschsucht, Rauflust, Rachsucht, Habsucht oder Neid. Natürlich wird der ungerechte Angreifer stets Scheingründe für seinen Angriff vor-schützen.

Als Verteidigungskrieg — als Notwehr — ist der Krieg erlaubt, kann sogar Pflicht sein.

Ein König oder ein Parlament dürfen das Volk nicht zugrunde gehen lassen, sie müssen es schützen und verteidigen. (Es wäre schon gut, wenn Könige und Parlamente die Kriege allein ausfechten müssten. Die Red.) Es wurde ihnen von Gott das Schwert gegeben gegen innere und äussere Feinde des Staates. Selbst ein Züchtigungskrieg (Als solcher begann der Weltkrieg. Die Red.) gegen ein Volk, das ein schweres Unrecht einem andern angetan hat, kann vollauf berechtigt sein. Ruft die Obrigkeit die Männer auf zum gerechten Krieg, so ist die Teilnahme am Kriege eine hohe sittliche Tugend und wird, da man bereit ist, für das Vaterland sein Leben einzusetzen, zum Heldentum. (Man achte darauf, dass es oben heisst, dass auch der ungerechte Angreifer

ungeheuer der «Malojaschlange» den Hängen entlang. Keine schwatzenden Fremden stören die unvergleichliche Stille des Bergwaldes und die Gedanken des fröselnd hastenden Pilgers. Nietzsche-Stimmung liegt in der ganzen Natur.

«Gelobt sei, was da hart macht! Also sprach Zarathustra.»

Und willkürlich lenkt der Wanderer seine Schritte vom ausgestorbenen Sils über sumpfige Wiesen der Halbinsel Chasté zu, trotz knapper Zeit kurze Pilgerfahrt noch unternehmend zum Lieblingsplatze des Einsamsten, der Härte predigte und Liebe übte, auf Pfaden, auf denen Zarathustra entstand.

Den Hut in die Stirne gedrückt, mit flatterndem Mantel dem Sturme entgegen zwischen knorrigem Wettertannen den felsigen Klippen entlang stürmt er dem umbrauten Ende des Vorsprungs zu, während immer wider die schäumenden Wogen des rauhen Beressee an die Granitfelsen klatschen, vergeblich sie zu verschlingen suchend. Der dicke, alles verhüllende Nebel gibt dem See den Ausdruck des Unendlichen. Hart und unerbittlich wie der Uebermensch ist die Szenerie, bitter und hart ist die Stimmung des Eilenden. Am äussersten Ende, wo die Woge am höchsten spritzt, der Sturm am mächtigsten sein gewaltiges Lied singt und der Fels am steilsten, dort ist das Ziel.

Umgeben von einer Prätorianergarde von zerzausten Wetterfichten und zähen Legföhren steht ein Felsklotz, auf dem in unvergänglichen Lettern eingemeisselt steht:

«O Mensch! gib Acht!
«Was spricht die tiefe Mitternacht?
«Ich schlief, ich schlief —
«Aus tiefem Traum bin ich erwacht!
«Die Welt ist tief,
«Und tiefer als der Tag gedacht.
«Tief ist ihr Weh —,
«Lust — tiefer noch als Herzeleid:

«Weh spricht: Vergeh!

«Doch alle Lust will Ewigkeit —,

«Will tiefe, tiefe Ewigkeit!

Friedrich Nietzsche.»

Ein eiserner Haken harret des Lorbeers für den, der nicht für Alle, nicht für Viele, sondern nur für Wenige seine Botschaft vom Uebermenschen geschrieben.

Mit grimmigem Lächeln betrachtet der Pilger die zahlreichen Bonbonschachteln und Schokoladenpapiere, mit denen der Boden bestreut ist, Denkmäler der «Vielen, der Allzuvielen».

Sinnend und düster, den Hut in der Hand, verweilt der wettergebräunte Fremdling, von Lebensstürmen gezaust, um Ideale betrogen und von Freunden verlassen.

«Diese neue Tafel, o meine Brüder, stelle ich über euch: werdet hart! —» (Zarathustra).

O lass mir einen Brosamen deines Evangeliums zuteil werden, du Grosser! Gib mir von der Härte deines Uebermenschen! Lasse mein Herz werden hart wie dieser Granit und kühl wie das Eis dieser Gletscherberge, auf dass es nicht mehr wund aufzuckt in heissem Weh für die Not dieser Vielen, der Allzuvielen.

Sinnend lauscht der Fremdling noch eine Zeitlang den gewaltigen Tönen der Hochgebirgsnatur, als vernähme er Antwort aus dem heulenden Sturm und den empörten Wogen, und höheren Antlitzen und elastischeren Schritten setzt er seinen Weg fort der Klippe entlang, um dann im Dunkel des Bergwaldes zu verschwinden.

«Der soziale Mensch und seine Grundfragen» von Johannes M. Verweyen. Verlag von Ernst Reinhardt, München 1924. (397 S.)

Zu den erfreulichen Charakterzügen des 20. Jahrhunderts gehören die sozialen Tendenzen. Dem Philosophen erwächst die Aufgabe, das unklare, gefühlsmässige soziale Erlebnis zur Klar-